

K

Kultur ist überall...

Hans Metsch hob den linken Arm und begann das Publikum in seinen Bann zu ziehen, so wie er den ganzen Vortrag über mit kraftvollen Gedankenbildern arbeitete. „Stellen Sie sich vor, dass mein Arm eine Nervenzelle darstellt.“ Die offene, flache Hand stellte den Zellkern dar, der als Soma bekannt ist und in dem der Zellstoffwechsel stattfindet. Die ausgestreckten Finger symbolisieren die sog. Dendriten, die die elektrischen Impulse von anderen Nervenzellen aufnehmen und sie in den Arm, Axon genannt, in einer unumkehrbaren Richtung weiterleiten. An dessen Ende werden die Impulse über die sog. Synapsen in die nächste Zelle gebracht. Mit Hilfe von Neurotransmittern werden die Informationen elektrochemisch diffundiert. Hauptsächliche Transmitter sind GABA, Glutamat, Serotonin, Dopamin, Noradrenalin etc.



Ein weiteres Bild wurde gegeben, das des Universums. Im Vergleich dazu habe das menschliche Gehirn mehr Nervenzellen als unsere Milchstraße Sterne. In der Schwangerschaft wachse das Gehirn eines Embryos mit mehr als 250.000 Nervenzellen pro Minute, so Hans Metsch. Wenn das Kind auf die Welt komme, dann habe das Gehirn ein Gewicht von 300 g, im Vergleich zu dem eines Erwachsenen mit 1.300 g. Es fehlt nämlich die Myelin-Ummantelung der Axone, die ca. 60% des Hirngewichts ausmacht und für eine schnellere Reizleitung sorgt. Jedoch nehme die Anzahl der Nervenzellen im Laufe der Kindheit ab, weil das Gehirn unnütze Nervenzellen abbaue. Trotzdem sei es ein Fehler anzunehmen, dass das Gehirn keine neuen Nervenzellen bilden könne, was in der Vergangenheit oftmals von der Wissenschaft bestritten worden sei. „Auch Ihr Gehirn wird anders sein, als das Gehirn, mit dem Sie heute Abend gekommen sind“, scherzte Hans Metsch mit den Anwesenden in Anlehnung an das Zitat des Gehirnforschers Eric Kandel.

Vom Exkurs in die Neurologie kam Hans Metsch auf die Beziehungsebenen der Kleinkinder zuspochen. Das wichtigste sei eine Bezugsperson. In der Regel sei es die Mutter. Das Gesicht der Mutter präge sich ein und werde als erste Trennung zwischen dem „Ich und der Welt“ empfunden.

Die Grenzen des eigenen Körpers seien anfangs nicht klar. Das Kind versuche auch den eigenen Fuß, den es als Bewegung wahrnehme, wenn es an sich herunterschaue, zu testen ob er zu ihm gehört. Man beobachte dies, wenn es versuche, den eigenen Zeh in den Mund zu

schieben. Auch die personale Identität, etwa der Mutter, ist anfangs nicht gegeben. Wenn die Mutter freundlich oder unfreundlich schaut, dann seien das zwei verschiedene Wesen für das Kind. Dies sei auch oftmals die Ursache für Identitätsprobleme bis ins Erwachsenenalter. Und: Das Kind definiere seinen Selbst-Wert zunächst in der engen Beziehung zur Mutter.

Die Bindungskraft zu Bezugspersonen führe soweit, dass kleine Kinder ohne weiteres ihr Leben für ihre Eltern gäben, genauso wie die Väter in den Augen von Vierjährigen allmächtig erscheinen würden. Zum Ersteren gab er eine Szene wieder, die er mal im Fernsehen beobachtet hätte. Dort hielt ein Polizist ein kleines Mädchen im Arm, das er seiner Mutter weggenommen hatte. Offensichtlich war die Kleine misshandelt worden, denn man sah Brandflecken von brennenden Zigaretten auf ihrem Körper. Wie handelte die Kleine? Sie streckte ihre Hand nach ihrer Mutter aus...

Zum Thema „Realität und Phantasie“ vertrat er die These, dass Kinder sehr häufig in der Phantasiewelt leben würden. Nein, ausschließlich, so Hans Metsch. Sie hätten noch nicht die Fähigkeit zwischen beiden Sichtweisen zu differenzieren. „Früher hatte man die Legobausteine zum Spielen, ein paar Viererle, Achterle usw. und Dachziegel. Daraus machte man ein Haus. Heute gebe es nur noch Projektbausteine.“



Zum Beispiel: Ich baue ein Raumschiff Enterprise. Da gebe es nur noch zwischen richtig und falsch zu wählen, aber es wird keine Phantasiewelt mehr erlaubt.“ Insofern bedauerte er die heutige perfekte Welt für die Kinder, die ihnen keine Wahl mehr lasse, ihr Kindsein zu erleben. Kindsein könne auch anstrengend sein, nicht nur die Kinder seien manchmal anstrengend

Von der Beziehungsebene wechselte Hans Metsch danach auf die kindliche Verhaltensebene. Seiner These nach sind Kinder gerade deshalb keine kleinen Erwachsenen, weil sie der Führung bedürfen. Jegliches Verhalten der Eltern oder der Pädagogen, das diese Tatsache nicht beachte, schade den Kleinen. So las er als Beispiel einen Zeitungsbericht vor, in dem geschildert wurde, wie eine junge Mutter, eine Juristin, bei Eiseskälte ein kleines Mädchen halbnackt auf ihrem Fahrradkindersitz transportierte bis die Polizei einschritt. Gefragt, warum sie das getan habe, antwortete sie den verdutzten Beamten, dass sie das Anziehen mit dem Kind diskutiert gehabt hätte. Das Kind jedoch habe es trotzig abgelehnt und so blieb ihr nichts anderes übrig, als den Wunsch des Kindes zu respektieren. „Da lief etwas falsch“, sagte Hans Metsch augenzwinkernd. Die Mutter habe etwas missverstanden gehabt.

Kinder *werden* erwachsen, sie *sind* es aber nicht. So lautete der Einladungstext zum Vortrag. Deshalb sei es wichtig, dass sie immer der Führung durch die Eltern und anderer Erwachsenen anvertraut und darauf angewiesen sind, erläuterte Hans Metsch anhand von mehreren Beispielen. Ein Bild, das er entwarf, symbolisierte diese „Führung“. Man solle sich ein Stück glänzendes Metallblech in Form einer schiefen Ebene vorstellen. Ein Kleinkind würde ohne Führung ziemlich „zerknittert“ unten ankommen, es würde sich zusammenrollen und hinunterpurzeln. Würde man dagegen die Wände des Blechs wie bei einer Rutsche als Seitenwände modellieren, dann würde das Kind geordnet in seiner Entwicklung „weitergleiten“ können. Die Seiten der Rutsche beschrieb er als „die Liebe rechts“ und die „Verlässlichkeit, das Vertrauen, aber auch die Konsequenz links“.

Den kleinen Rundgang durch die Entwicklungspsychologie schloss er mit einem starken Bild ab, das er durch einen Traum einer Patientin in die Phantasie der gefesselten Zuhörerinnen und Zuhörer malte. Er bat, sich eine frei schwebende Treppe vorzustellen, die am unteren Ende in den Wolken beginne und auch nach oben in den Wolken verschwinde. Darauf die Patientin als Kind. Über ihr auf der Treppe die Eltern, die sie anblickten. Wenn wir erwachsen werden, wollen wir auch ‚oben‘ stehen. Wir versuchen also, hinauf zu gelangen, wo die Eltern sind. Das geht aber nicht. Stattdessen erfolgt eine Umwendung auf der Treppe. Jetzt schauen wir nach unten und stehen oben. Unter uns erscheinen die eigenen Kinder und auch die Beziehung zu den Eltern hat sich gewandelt. Wir schauen sie nicht mehr an wie Kinder, sondern wir schauen mit ihnen in dieselbe Richtung. Und obwohl es auf der Treppe eine Art Hierarchie gibt, sind alle, die auf ihr stehen, als Menschen gleich. Das Anerkennen dieser grundsätzlichen Gleichheit sei die Grundlage der Demokratie und unseres Grundgesetzes.

Zur Liebesfähigkeit brachte er eine Metapher aus der sog. „Psycho-Folklore“. „Erst wenn ich mich selbst liebe, kann ich auch andere lieben“ Diesen Satz müsse man umdrehen, damit er richtig werde: wenn ich andere nicht lieben kann, kann ich auch mich selbst nicht lieben. Ebenso wie bei der Beziehung innerhalb von Familien: „Die Eltern sind für ihre Kinder da - und nicht



umgekehrt.“ Diese Unterschiede müsse man als Erwachsener, als Eltern und Erzieher verstehen. Umso besser das gelinge, desto besser könne man auf die Kinder im pädagogischen Alltag eingehen. Und alle Zuhörerinnen und Zuhörer waren insgeheim überzeugt, dass man aus dem Besonderen der Kinderseele wieder etwas über sich selbst hatte lernen können.

Zum Abschluss dankte der Vorsitzende Wolfgang Bossert dem Referenten und fragte ins Publikum, ob sich die Gehirne inzwischen verändert hätten, was mit einem beifälligen Schmunzeln quittiert wurde.

Man diskutierte anschließend angeregt bei Selbstgebackenem und Sekten und Säften, die der Vorstand des Kulturvereins angeboten hatte. Ein paar Stimmen der Zuhörerinnen und Zuhörer haben wir angefügt.

Junge Frau: „Ich hätte stundenlang zuhören können und habe in Gedanken immer wieder Rückschlüsse auf meine Kinder und mein Verhalten ziehen können.“

Erzieherin: „Obwohl ich letztlich inhaltlich nichts Neues erfahren habe, gaben mir trotzdem zwei Sätze von ihm zu denken, einen kann ich sehr gut in meine Arbeit einbetten, den anderen kann ich persönlich für mich aufarbeiten, so ist es also doch passiert - ich werde mit einem anderen Gehirn raus gehen, als ich rein gegangen bin.“

Vater: „Ich finde es immer wieder erstaunlich, wie Menschen wie er, die sich mit so komplexen Themen auseinandersetzen, es immer wieder schaffen, das Wesentliche so in verständliche Worte zu fassen, dass es auch der Laie verstehen kann.“

www.kulturverein-eberdingen.de

Bericht Wolfgang Bossert
Bilder Erwin Gayer

